



## Vorerinnerung.



Nichts als Anmerkungen, kleine Beobachtungen, aufgelesene Splitter — sind hier zusammengetragen. Nichts als weiche Reime, dem Alter einer jungen Wissenschaft gemäß sind in diesem Buche enthalten.

Ich habe sie in verschiedenen Zeiten — in verschiedenen Ländern und Himmelsgegenden gesammelt. Hier zeige ich ihre Ab-

drücke dem Leser, wie ich sie in der Natur gesehen — gerade in der Gestalt, wie sie das Gedächtniß behalten hat.

Anfänglich unterrichteten diese kleine Beobachtungen mich; sie waren meine Lehrer. Nun sollen sie meine Schüler unterweisen, oder wenigstens aufmerksam machen, ob sie ächt, oder unächt sind. In beiden Fällen werden sowohl sie, als ich unterwiesen werden.

Sollte mir diese Ehre von einem Manne wiederfahren, der mehr weiß, als ich, so verspreche ich ihm meinen öffentlichen Dank dafür.

Dermalen überreiche ich sie dem Staate, der sie mich sammeln hieß, wie ich sie für ächt erkenne; den Einwohnern, die mir die Ehre erweisen, mich ihren Mitbürger zu nennen; dem Volke, welches sein Glück, seinen Schutz, seine Rechte mit mir theilt —

als

als ein Denkmal meiner Pflicht. Ich übergebe sie dem Menschengeschlechte mit dem Wunsche, daß sie ihm nützlich seyn mögen.

Plato dankte dem Himmel, daß er ihn mit Sokrates leben ließ; ich danke ihm mit Montesquieu, daß er mich unter meine Zeitgenossen gesetzt; daß er mir so viele Freunde gegeben; daß er mich einem Fürsten geschenkt, der mich als Fremdling aufnahm, unterhielt, unterweisen ließ, versorgte.

Ich danke dem Schöpfer, daß er mich einer Wissenschaft widmen wollen, die ich liebe; ich freue mich, daß er mich ihr in ihrer Entwicklung gab — daß ich sie auf einem Felde hüte, wo sie einst grünen, blühen und Früchte tragen wird.

Ohne den Hoffrlegs-rath des Kaisers, der von 1769. bis 1775 für meinen Unterricht gesorget, und meine Reisen geleitet hat, wüßte ich sie nicht.

## Vorerinnerung.

Ohne den Hrn. Grafen Mercy d'Argenteau in Paris, würden mir die Beobachtungen fehlen, die ich in Frankreich gesammelt habe.

Ohne den Grafen von Belgiojoso in London, würden die Herren Hunter und Vort weniger an mir gearbeitet haben.

Ohne die Ermunterungen des Herrn Baron von Störk hätte ich diese Arbeit vielleicht nie unternommen.

Ohne den Herrn von Brambilla würde ich kein Thierarzt seyn.

Nicht Schmeicheln, sondern Pflicht für mich, und Aufmunterung für meine Schüler ist es, wenn ich die Namen dieser großen Gesellschaftsbürger nenne. Jeder hasse mich, der mich zu nichts besserem, als zu einem Schmeichler gut findet.

Von dem Inhalt dieses kleinen Werkes habe ich wenig zu sagen. So viel ich mich zehn Jahre hindurch bemühet habe, ihm Dauerhaftigkeit zu geben, so ist es doch immer ein junges und schwaches Geschöpf. Ich rede nicht von der Sprache, vom Styl, von Dingen, die Tausende besser wissen; ich rede von seiner innern Vollkommenheit. Es gehören noch viele Beobachtungen, noch viele Seuchen dazu, die ihm Nahrung geben müssen, ehe sein Körper männlich, körnig, stark und ausgebildet werde.

Was dormalen noch daran mangelt, können bloß die Zeit, die Gelegenheit, die Vorfälle ersetzen, die ich entweder übersehen, oder zu leicht beurtheilet habe. Nie aber werde ich meinem Buche dasjenige geben können, was sich im Gefühl der Sinne verwebt, was der Verstand begreift, aber die Sprache nicht ausdrücken kann. Dies ist — so viel ich glaube — Schuld, daß oft die näm-

liche Schrift unter einerley Wissenschafts-  
verwandten von jedem anders ausgelegt wird.

Bei der Gelegenheit ist es nöthig, daß  
ich mich hier über einige Ausdrücke erkläre,  
die in der Folge vorkommen, und manchem  
unverständlich seyn könnten. Ich rede z. B.  
von Seuchen, von Epidemien, von Herde-  
krankheiten, von Plage, von Krisen, von  
Kontagionen, von kranker und gesunder Zeit.

Die fünf ersten Ausdrücke habe ich wech-  
selweise für einerley Bedeutung gewählt.  
Ich verstehe unter dem einen und dem an-  
dern von diesen Wörtern ein Uebel, das un-  
ter einerley Art Thieren herrscht, das viele  
auf einmal ergreift, das länger oder kürzer  
dauert, das einerley Zufälle erregt, jedoch  
nicht so beschaffen ist, daß die kranken Thie-  
re die gesunden anstecken, vergiften, oder ihr  
Uebel mittheilen können, wenn sie einander  
berühren.

Unter dem Worte Kontagion, Pest — verstehe ich ansteckende Seuchen, das ist, Krankheiten, bei welchen sich gewisse Materien im Körper bereiten, die die gesunden vergiften, wenn sie ihnen eingepfist werden. Z. B. der Schleim, der dem kranken Vieh aus den Nasenlöchern und aus den Augen fließt.

Unter Krisis verstehe ich den Bruch des Uebels; die Materie, die Zeit, in welcher das Gift durch irgend einen Weg aus dem Körper abgesetzt wird. Z. B. durch den After, durch die Harnwege, durch Eiterbeule, u. d. gl.

Unter der francken Zeit verstehe ich alles, was man im physischen Verstande unter dem Worte Zeit, Konstitution versteht: Luft, Witterung, Winde, Hitze, Dürre, Kälte — ; alle Witterungsveränderungen, die den thierischen Körper verändern, krank machen, seiner Gesundheit Schaden zufügen.

Unter der gesunden Zeit und unter den gesunden Jahren, verstehe ich diejenigen, in welchen sich alle Arten Gewächse, die dem Himmelsstriche eigen sind, zur rechten Zeit entwickeln — zur rechten Zeit blühen, reifen und in erforderlicher Menge wachsen.

Unordnungen in diesen Sachen habe ich als natürliche Ursachen der Seuchen betrachtet. Doch sind diese Unordnungen nicht die einzigen, die dergleichen Krankheiten erregen. Das gesellschaftliche Leben, die Menschen, ihre Gebräuche, ihre Vortheile, ihre Armuth, ihr Verstand und ihre Unwissenheit entwickeln weit mehr, als die Natur.

Ich weiß nicht, warum die Menschen die Ursachen dieser Plagen für verborgene Dinge halten; warum sie als Geheimnisse betrachtet werden, welche die Natur umschleiert, verhüllet, sich selber vorbehalten habe; warum sie so schön deklamiren, und

so übel davon urtheilen. Redet denn die Natur nicht deutlich mit unseren Augen?

Nach tausend Jahren, daß sie uns lehret, unterweiset, zeigt, und unsere Fehler straft — wissen wir noch nicht, wo es fehlt; und was das schlimmste ist, wir verzweifeln, jemals es zu wissen.

Sehen wir denn nicht, daß die meisten Seuchen von Fehlern im Verhalten — von Nahrung, Wartung und Pflege — von der Unreinlichkeit der Thiere — der Ställe, der Höfe, der Dörfer — von der faulen, stinkenden Luft — vom Mangel der Nahrung, der Weiden — von der zu großen Anzahl der Thiere und der zu kleinen Menge Futters herkommen?

Sehen wir denn nicht, daß die Nahrung und die Thiere in keinem Verhältnisse stehen? daß der Wiesenbau vernachlässiget ist? daß der Getreide-der Garten-der Teich-

der Ackerbau, im Ganzen betrachtet, gegen den Wiesenbau keine Proportion, kein Ebenmaß haben? daß man nicht von Arzneien erwarten könne, was man von guten Umständen, von weisen Gesetzen, von klugen Menschen erwarten muß.

In allen diesen Fällen ist schlechterdings nicht mehr zu helfen, wenn die Seuchen zum Ausbruche kommen; der Körper und die Kräfte sind alsdann abgenutzt, die Säfte sind verdorben; weder Aerzte, noch Arzneien können in diesem Zustande die Thiere retten; die Krankheit reißt alle auf; sie tödtet sie in kurzer Zeit.

Die Unwissenheit im Verhalten der Thiere hat den höchsten Gipfel erreicht. Wie können diese armen Geschöpfe leben — wie können sie sich wohl befinden, und Krankheiten widerstehen, wenn es ihnen an allem fehlt, was ihre Gesundheit stützt?

Die Hutweiden sind ihnen genommen — das Salz ist ihnen entzogen — das Heu, welches das Hornvieh genießen sollte, fressen in den meisten Orten die Pferde.

Sind denn die Ochsen und Kühe keine thierischen Geschöpfe — ? Müssen denn nicht alle Gattungen der thierischen Wesen gerade so erhalten werden, wie es die Natur der Gattung begehrt, in welche sie eingetheilt ist ?

Wenn dieses Wahrheiten sind, warum halten wir uns nicht daran ? Sehen wir denn nicht, wie gesund, wie stark, wie fröhlich die Geschöpfe sind, die nach dieser Vorschrift leben — und wie elend, wie verdorben diejenigen schwachen, die wir mit Stroh, mit Spreu, mit Heckerling und gelehrten Vorurtheilen füttern ?

Es ist Zeit, daß sich die meisten gesellschaftlichen Menschen in diesen Stücken um bessere Grundsätze bekümmern, als sie der-

malen

malen haben. Die Natur und die Thiere klagen, die Todten schreyen dawider.

Lehret die Erfahrung nicht, daß ihre Gebrechen mit jedem Tage zunehmen — daß beständig Viehseuchen wüthen — daß diese Plagen Länder und Könige arm machen — die Bauern an Bettelstab bringen?

Sehen wir denn nicht, daß die wilden Thiere fast keine von den Krankheiten quält, die die zahmen ums Leben bringen? daß die Seuchen unter den ersten beinahe Wundergeschichte sind? Ist dieses nicht ein Beweis, daß die Natur nur selten Seuchen erregt? daß im gesellschaftlichen Leben Ursachen vorhanden seyn müssen, die dazu Anlaß geben?

Würden wohl die Geschöpfe, von denen ich hier rede, so frey seyn, als sie es ist, und von jeher gewesen sind, wenn sie unter

unser

unserer Vorhmässigkeit sünden — mit uns in Gesellschaft lebten? wenn sie auf dem Miste lägen, keine Weiden, keine frische Luft, keine andere Nahrung als schlechtes Heu, Stroh, Spreu, Wasser und ein wenig Heckerling bekämen?

Ist es denn nicht schrecklich, daß die Menschen den Thieren, an welchen sie alle Augenblicke saugen, nichts zu fressen geben? daß sie Geschöpfe, von denen sie die Kräfte borgen, von denen sie — von denen der Ackerbau lebt, auf eine so grausame Art verderben!

Möchten sich doch die Menschen überzeugen, wie groß dieser Fehler ist! möchten sie doch einsehen lernen, wie weit er die Natur entfernt — wie nachtheilig er für die Länder, den Staat, die Gesellschaft, Menschen und Thiere ist.

So lange wir die Thiere nicht besser warten und pflegen; so lange wir ihnen nicht mehr, und nicht bessere Nahrung geben; so lange wir nicht auf Ebenmaß zwischen Hornvieh, Schafen, Pferden ic. auf Ebenmaß zwischen Wiesen, und Getreidebau — auf Ebenmaß in der Landwirtschaft überhaupt — auf bessere Arten und Gattungen Vieh — auf eine bessere Erziehung, auf gesündere Ställe und Hutweiden sehen — so lange den Thieren Futter und Steinsalz mangelt — so lange werden sie ungesund, krank, und ewig Seuchen ausgesetzt seyn.

Was die Landwirthe bisher durch übles Verhalten und üble Grundsätze verdarben, wollten sie durch Arzeneyen verbessern. Die Meinung war gut, allein die Folgen davon sehr übel. Zum Unglücke für sie und ihr Vieh, wurden sie es nicht gewahr.

Was der erste Fehler verdarb, verschlimmerte der letzte. Die Arzeneien wurden, was sie nothwendig werden mußten — zu Gift. Auf diese Art haben die Menschen seit tausend und tausend Jahren unzählige Heerden ermordet, und was das traurigste ist, ihr Vermögen begraben.

Der Bauer, der glücklich seyn will, muß für nichts, als für die Erhaltung und Gesundheit seiner Thiere sorgen. Diese Kunst muß er lernen, studieren, und aufs höchste zu treiben suchen. Sie gehört zu seinem Stande, zu seinem Haabe und Vermögen; die Natur legt es ihm auf, daß er sich darum bekümmere; sobald er sich um eine andere Kunst annimmt, sobald er ein Arzt seyn will, ist er in meinen Augen verdorben.

Die Erfahrung sagt es der Welt, wie viel dazu gehöre, dem Amte eines Arztes vorzustehen; wie viele Zeit, wie viel Kenntnisse,

nisse, Wissenschaft, Einsicht, Scharfsinn, Erfahrung, Jahre dazu erfordert werden, ehe diese medizinische Frucht zu ihrer Reife gelange.

Möchte doch die Welt diese Wahrheit einsehen! möchten doch die Anfänger in der Vieharzney ganz davon belebet seyn! möchte ich doch so viel Licht, so viel Ausdruck, so viel Geisteskraft in meine Worte bringen, als Stärke erfordert wird, die Menschen zu überzeugen, wie libel sie die Thiere behandeln, wie weit sie sich von der Natur entfernen, und wie groß diese Fehler sind.

Ich glaubte einst, daß es möglich wäre, dem Landmanne durch eine Vorschrift so viele Kenntnisse beizubringen, daß er der Arzt seines Viehes seyn könnte; dormalen gebe ich fast ganz diese Gedanken auf; ich wünsche nur, meine Schüler so weit zu bringen. Dem Landmanne wünsche ich ein  
Buch,

Buch, das vom Verhalten der Thiere in Absicht ihrer Natur, und der Erhaltung ihrer Gesundheit handelt — und so viel Vermögen und Verstand dazu, daß er ihm folgen kann.

Niemanden als einem Thierarzte; der mit der Natur und den Hausthieren reden kann, der den Mutterdialekt von jeder Gattung versteht, rathe ich diese Arbeit an. Kein anderer kann sie machen.

Was dieses Buch betrifft, habe ich allen meinen Kräften aufgeboten, die schrecklichen Krankheiten, von denen ich rede, nach der Natur zu schildern; ich habe nothwendige Sachen so oft und so vielmal wiederholt, als ich es für die Sache und meine Zuhörer nöthig fand. In einem Orte habe ich gezeigt, wie weit wir in der Wissenschaft sind — im andern, was ihr noch fehlt, und auf was wir zu sehen, haben um

selbe weiter zu bringen. Ich habe gethan  
 was ich konnte. Ich schliese mit meinem  
 Wahlspruche der Vieharzney — mit den  
 Worten eines Mannes, dessen Buch in je-  
 dermanns Händen ist: Ist hier nicht  
 für alles Rath geschafft, so ist es  
 doch für vieles.

